

Die Welt der Frau

Beilage zum „Posener Tageblatt“

Nr. 17.

Posen, den 19. August

1928

Schamhaftigkeit ist zwar keine Tugend, aber man lobt den Schamhaften; wer übermäßig schamhaft ist, heißt blöde, wer sich gar nicht schämt, heißt unverschämt.
Aristoteles.

Erröten macht die Häßlichen so schön und sollte Schöne nicht noch schöner machen?
Lessing.

Mohammed und die Frauen.

Der Richter Pierre Grabités, der sich als langjähriger Vertreter der Vereinigten Staaten am Gemischten Gerichtshof in Kairo umfassende Kenntnisse der islamitischen Welt erworben hat, ist durch seine glänzenden Essays über Ägypten in der großen amerikanischen Zeitschrift „Asia“, weitbin bekannt geworden. Der folgende Beitrag zeigt ein Bild der islamitischen Frauenrechte, das nicht nur die landläufigen Vorstellungen über die Stellung der mohammedanischen Frau in mehr als einer Hinsicht widerlegt, sondern auch für die Abendländer tief beschämend ist.

Wenn irgend jemand mir früher erzählt hätte, daß Mohammed einer der größten männlichen Vorkämpfer für die Emanzipation der Frau gewesen sei, so hätte ich darin einen schlechten Witz gesehen. Aber dann ernannte Präsident Taft mich 1911 zum amerikanischen Richter beim Gemischten Gerichtshof in Kairo, und durch diese Stellung kam ich in intime Berührung mit einer für mich unbekannteren Zivilisation. Viele erstaunliche Dinge sah ich, aber nichts war überraschender als die Erkenntnis, daß der Gründer des Islam vor fast dreizehn Jahrhunderten die Rechte der Frauen seines Landes besser gesichert hat als die Gesetzgeber von Louisiana (und ebenso der meisten andern modernen Staaten) die Rechte derjenigen, die meinen Namen trägt.

Einer meiner ägyptischen Kollegen, Pascha Ragheb Badr, der wußte, daß ich als Abendländer nur unklare und falsche Vorstellungen von der Lage der mohammedanischen Frau hatte, war es hauptsächlich, durch den ich den Liberalismus der islamitischen Ehegesetze kennenlernte. Schon bei unserer ersten Unterredung erfuhr ich, daß er arm und seine Frau reich sei. Er zwinkerte spöttisch mit den Augen: „Würden Sie, ein kultivierter Amerikaner, solche Bedingungen annehmen? Ich bin hilflos dagegen; sie entsprechen unseren Gesetzen!“ Eines Tages erschien ich in seinem Bureau. Drei Fellahim waren bei ihm, und vor ihnen lag ein arabisches Dokument. „Treten Sie näher,“ sagte Badr Pascha, „diese Leute wollen ein Grundstück meiner Frau pachten. Sie haben einen fertigen Kontrakt mitgebracht und versuchen, mich zur Unterzeichnung zu überreden. Dabei vergessen sie ganz, daß ich ohne Vollmacht meiner Frau absolut nichts tun kann.“ Der aufrichtige Ton des Pascha machte Eindruck auf mich, aber ich konnte mir doch nicht denken, daß er die Wahrheit sagte: ein Mohammedaner sollte mit dem Eigentum seiner Frau nicht machern können, was er wollte? Ich war der Ansicht, daß eine islamitische Frau von dem Mann wie ein willenloses Stück Vieh für seine Zwecke benutzt würde. Aber die kategorische Sprache des Pascha veranlaßte mich daher zu weiteren Studien. Zunächst fragte ich einen englischen Kollegen. „Badr Pascha hat vollkommen recht,“ sagte er, „alle Abendländer haben eine böllig falsche Vorstellung von den Rechten der islamitischen Frau.“

Nun vertiefte ich mich selbst in die islamitische Ehegesetzgebung, obwohl sie nur indirekt mit meinen amtlichen Pflichten zusammenhing. Zunächst stellte ich fest, daß der Moslem die Eheschließung nur als einen Kontrakt betrachtet, dessen Einzelheiten innerhalb sehr weit gesteckter Grenzen dem Willen beider Parteien überlassen sind. Dieser Ehekontrakt muß durch einen Rabi beglaubigt werden. Und außerdem muß der Mann seiner zukünftigen Frau ein Mitgift zahlen. Keine andere Formalität ist notwendig. Auch keine religiösen Zeremonien. Dieser Vertrag enthält nicht nur — wie in vielen Kulturländern — was die Eltern oder Verwandten der Braut wünschen, sondern er enthält auch den Willen der Braut selbst.

Ich war mit dem Studium der Gesetzbücher nicht zufrieden und wandte mich an den alten, hochangesehenen Scheik Mansur Nasar. „Ja,“ sagte er, „Mohammed hat für den Schutz der Frau gesorgt. Und heute ist die Polygamie schon fast völlig aus den Städten verschwunden. Wenn sie bei den Fellahs auf dem Lande noch herrscht, so beruht das auf demselben Grund, aus dem eure Bauern viele Kinder wünschen. Weibe brauchen Arbeitskräfte. Aber in jedem Ehekontrakt kann stehen, daß die erste Frau automatisch das Recht zur Scheidung hat, wenn der Mann eine zweite Frau nimmt. Der Prophet hat im Gegensatz zu euren Gesetzgebern vorgezeigt, daß kein Mann die Möglichkeit hat, seine Frau irgendwie schlecht zu behandeln, wenn sie und ihre Ratgeber genug Vorsicht bei der Abfassung des Ehekontraktes zeigten.“ Ich sagte bereits, daß der Mann seiner Braut die Mitgift zahlen muß, bevor der Richter den Ehevertrag legalisieren kann. In Europa ist es umgekehrt, das Mädchen soll bezahlen. Die Regel, daß der Mann die Mitgift aufzubringen hat, gilt im Orient bei Christen und Juden so gut wie bei den Mohammedanern. Wie hoch diese Mitgift manchmal ist, ergab sich bald in einem von mir geleiteten Prozeß, bei dem ein Ehekontrakt eine Rolle spielte, in welchem der Braut eine Mitgift von 10 000 Pfund Sterling gezahlt worden war. Im allgemeinen kann man dabei sagen, daß die einem Mädchen zu gewährende Ehegabe höher ist als die einer Witwe oder geschiedenen Frau.

Mohammed führte hierbei vor allem zwei Regeln ein, welche die Stütze dieser Frauenrechte bilden: erstens machte er es dem Rabi zur Pflicht, sich selbst zu überzeugen, „daß die Mitgift dem Vermögen des Mannes und der sozialen Stellung der Frau angemessen sei.“ Und dann führte er die Sitte ein, daß nur die Hälfte dieser Summe bei Eheschluß ausgezahlt wird. Das bedeutet, daß der Mann bei der Werbung, d. h. wenn er in generöser Stimmung ist, auch schon die Mimente fixiert für die etwaige Scheidung. Diese Art der Halbzahlung schützt die Frau außerordentlich. Denn da ein Mann sich wohl nur selten scheidet, wenn nicht wegen einer andern Frau, so wird ihm dieser Zahlungszwang Anlaß zu reichlicher Ueberlegung geben. Es ist umgekehrt, daß eine Frau mehrere Männer hat. Und zwischen zwei Ehen muß sie eine Karenzzeit innehalten. Ein Mann darf allerdings vier Frauen haben — nicht mehr. — Diese Bestimmung mußte mir als eine ungeheuerliche Begünstigung des Mannes erscheinen. Der alte Scheik begründete sie damit, daß nicht die Rechte der Frau denen des Mannes hintangestellt werden sollten, sondern nur denen des Kindes, das ein natürliches Recht darauf habe, seine Eltern zu kennen. Polygamie hindere dies nicht, wohl aber Polyandrie. „Allah hat es so geordnet,“ schloß er. Die nächstliegende Antwort wäre gewesen, daß wirkliche Gleichheit dann dem Mann auch nur eine Frau erlaube. (Wie es in der modernen Türkei übrigens bereits der Fall ist.)

Außerdem: Der Okzident ist aus ökonomischen Gründen und durch Erziehung monogam geworden. Der Orient entwickelt sich in derselben Richtung. Würde Mohammed im siebenten Jahrhundert zu viel Reformen versucht haben, so wären seine Anhänger von ihm abgefallen. So schränkte er das Uebel der Polygamie nach Möglichkeit ein und überließ dann der Zeit die weitere Arbeit.

Eines Tages hielt ich dem alten Scheik jene am meisten kritisierte Koranstelle vor, die einem Mann ohne jede Schuld oder Veranlassung der Frau die Scheidung erlaubt. Kein Gerichtsverfahren ist hiernach notwendig. Er braucht ihr nur vor Zeugen dreimal zu sagen „ich scheidet mich von dir“ und die Ehe ist null und nichtig.

„Wie können Sie eine so ungeheuerliche Bevorzugung verteidigen?“ fragte ich. „Sie vergessen,“ antwortete der alte Scheik, „daß Mann und Frau in ihrem Ehekontrakt so ziemlich alles vereinbaren können, was sie wollen. Für die Ehefrau kann also dasselbe Recht vertraglich festgelegt werden, oder der Mann kann auf sein Recht vertraglich verzichten. Mit diesem Schicksal für die mohammedanische Frau — ist es da gerecht, wenn ein Abendländer diese isolierte Bestimmung gegen uns zitiert?“

Man mag über diese Dinge denken, wie man will — unbestreitbar ist das ungeheure Verdienst Mohammeds um die Frauenemanzipation durch die Rechte, die er der mohammedanischen Frau in beschränkter Hinsicht gewährte. Die juristische Stellung der Frau ist der des Mannes völlig gleich, und hinsichtlich ihres Eigentums ist sie absolut frei. Das Gesetz erlaubt ihr, damit zu tun, was sie will. Der Ehemann hat in dieser Hinsicht nicht mehr Rechte als irgendein Fremder. Die mohammed-

danische Frau kann ihr Vermögen selbst verwalten oder einem andern die Verwaltung übertragen. Sie kann es auch veräußern oder verschenken und der Mann hat keinerlei Einspruchsrecht. Eine Frau nimmt nicht einmal den Namen ihres Mannes an. Ein Mädchen namens Miha bint Omar (Miha, Tochter des Omar) mag zehnmal heiraten, aber ihre juristische Persönlichkeit verschwindet niemals hinter der ihres Mannes. Sie hat ihren eigenen Namen und unabhängige gesetzliche Persönlichkeit.

Hier muß eines gesagt werden: Zu unserem Thema gehören nicht Schleier und Harem, Serail und Eunuchen — „Mohammed und die Frauen“ heißt das Thema! Mohammed starb vor dreihundert Jahren, und er gab der mohammedanischen Frau eine gesetzlich unabhängige Persönlichkeit, wenigstens elf Jahrhunderte bevor irgendein auf dem Begriff „gleiches Recht für alle“ aufgebaute Staat von dem Prinzip abkam, daß das ganze Sein einer Frau verkörpert und aufgenommen werde durch das ihres Gemannes. Es ist deshalb nutzlos, mir zu antworten, daß die Bestimmung der mohammedanischen Frau nur die Fortpflanzung sei, daß ihre Seele ihr nicht gehöre und daß ihr Mann auch ihr Herr und Meister sei. Wir sprechen nicht von sozialen Bedingungen, sondern von dem Werk eines großen Reformators. Aber wenn man mich zu sehr bedrängt, so werde ich mich nicht scheuen, über die tatsächliche Macht mohammedanischer und abendländischer Frauen zu diskutieren. Jedoch müßte ich zunächst jedem Abendländer das Recht bestreiten, den ersten Stein zu werfen, bis er bewiesen hat, daß die Frauen seines Staates gesetzliche Vorrechte besitzen, die denen der mohammedanischen Gesetzgebung entsprechen.

R. Grabités.

Worpswede.

Wer einmal Gelegenheit hatte, in Muße, d. h. während längerer Tage Aufenthalt, den einzigartigen Zauber dieser Künstlerkolonie auf sich wirken zu lassen, wird begeistert und dankbar die Schönheiten dieser idyllischen Landschaft und die vielseitigen künstlerischen Eindrücke in sich aufnehmen als ein großes Erlebnis. Das Dorf schlängelt sich in der Hauptsache in weicher Kurve um den Weperberg herum. Die Höfe liegen versteckt unter schattigen Bäumen; es sind breitgelagerte, heimelige Häuser, strohbedeckt, mit schwarzem Fachwerk und roten Mauern. Einer der stimmungsvollsten Plätze ist der Dorfplatz an der „Schlottschan“ (eine Scheune mit großem Schloß versehen), der, besonders in später Abenddämmerung, den Eindruck einer versunkenen Welt macht, ebenso das alte Glockengerüst mit der Feuerglocke. Der Kirchturm mit seiner schwarzen Helmspitze überragt das Dorf wie ein nachsamer Hüter. Die alte Dorfkirche birgt neuerdings in ihrer festlich ausgeschmückten Sakristei ein Bild von C. E. Uphoff, die Kreuzigung Christi darstellend, dessen eigene Auffassung viele begeisterte Anhänger finden wird. Ueberdies ist die Farbenkomposition derart schön und feierlich, daß den Beschauer zugleich eine andachtsvolle, religiöse Stimmung umfängt. Auf dem Friedhof findet das Grabmal von Paula Moberg unsere Aufmerksamkeit. Es ist in der Darstellung ein Urbild edler Mütterlichkeit, wie solche Motive die Künstlerin mit Vorliebe für ihre Bilder wählte. Von der Kirche aus westlich steht der Gedenkstein für den Moorolonisator Christian Findorff, an einem Platz, von wo man die geleistete Arbeit dieses bedeutenden Mannes gut übersehen kann. Von hier bringt uns ein kleiner Spaziergang zur Kunsttöpferei von Willy Ohler, der fast zu jeder Tageszeit fleißig bei der Arbeit zu treffen ist und der seine Besucher gern zuschauen läßt. Die Ausstellung seiner Kunsttöpfereien zeigt interessante Schöpfungen, teils verbunden mit naiver Maltechnik, welche lehrte in der Farbverteilung erstaunlich originell wirkt. Vom Weperberg ragt der Niederjachsenstein, das Kriegerdenkmal der Gemeinde Worpswede, ein Werk von Prof. Hoetger, gigantisch in die Landschaft. Von der Plattform des Niederjachsensteins aus hat man einerseits einen wunderbaren Blick über die Hammeniederung auf das Teufelsmoor, andererseits in weiter Ferne auf die Dürme Bremens. Steigt man herunter und geht um den Weperberg herum, entdeckt man verstreut die Ansiedlungen der Künstler, zuerst das eigenartige Wohnhaus Prof. Hoetgers; dann kommt man an den einstmaligen idyllischen Besitz Heinrich Vogeler, der infolge Kriegserlebnisse sich veranlaßt fühlte, zur Errichtung einer Heimstätte für erholungsbedürftige Kinder diesen Besitz an die Rote Hilfe Deutschlands zu verschenken, dann das Rote Haus am Ende, Uphoffs, Vartischs, Vertelsmanns usw. Prof. Madensen wohnt hoch oben am Berge inmitten herrlichen Niefenbestandes; sein Haus liegt weit ins Land hinein. Bemerkenswert ist auch das „Haus im Schluß“; es ist das Heim von Martha Vogeler, die uns in ihrer Vielseitigkeit als Künstlerin besondere Hochachtung abnötigt. Das strohbedeckte Haus, ein Fachwerkbau mit einladendem Giebelstübchen, liegt ein wenig abseits, so recht heimelig im Grünen. Es birgt so mannigfache Kunstschätze, daß es als Heimat-Museum bezeichnet wird. Worpswede zog mit der Ausstellung in München 1895 die Aufmerksamkeit der großen Welt auf sich und hat seitdem einen guten Namen behalten. 1884 kam durch Zufall ein Maler nach Worpswede, der die Welt hier mit etwas anderen Augen sah als die auf der Scholle lebenden Bauern, und seine Begeisterung war so groß, daß er beschloß, sich hier anzusiedeln. Er zog einige Freunde nach sich, und die künstlerische Atmosphäre wuchs von Jahr zu Jahr. Obgleich die Bauern die Malerleute zuerst sehr mißtrauisch aufnahmen, fühlten letztere sich bald sehr wohl. Früh Madensen war es, der damals an der Düsseldorfer Akademie malte und

durch eine persönliche Einladung nach Worpswede kam. Er war derart überrascht von der Fülle und Schönheit der Motive, daß er zu dem Entschluß kam, die Arbeit an der Akademie aufzugeben und sich in dem malerischen Worpswede anzusiedeln. Das war für die Fachgenossen derzeit gänzlich unverständlich. Otto Moberg und Hans am Ende suchten dann ebenfalls wiederholt Worpswede auf und siedelten sich später auch an. So wuchs die Künstlerkolonie von Jahr zu Jahr, und als die ersten Bilder in Bremen ausgestellt wurden, ward Worpswede eine Berühmtheit. Heute, da man nicht mehr auf die torfahrenden Schiffer der Hamme angewiesen ist, sondern bequem per Bahn Worpswede erreichen kann, ist die Stille der Landschaft leider gestört. Viele, zu viele Kunstausstellungen, die sich nicht allein mit dem Verkauf von Bildern befassen, sondern auch kunstgewerbliche Handarbeiten, Keramiken, Holzschneidereien, bemalte Porzelle und Handwebereien anbieten, zeigen in starker Konkurrenz ihre kaufmännische Einstellung. Und damit geht leider ein gut Teil des Jodls verloren. Eine einzige Zentrale für das geschäftliche Interesse der Kolonie würde sympathischer sein. Vielleicht wird es möglich sein, ein derartiges Ideal durch gutgeleitete Organisation zu verwirklichen. Worpswede soll uns der bedeutende Anziehungspunkt bleiben, der durch eine künstlerische Atmosphäre immer von neuem besetzt. Bisher wurde die Zeit um Pfingsten als die schönste in dieser Moorlandschaft geschilbert. Ich meine, schöner als in der diesjährigen Herbststimmung kann es dort kaum je gewesen sein, wenn auch das Werden und Erstehen in der Natur im Frühsommer ein ganz besonderes Entzücken auslöst.

Anna Schönfeld, Hamburg.

Frauenkunstschule in Wien.

1908 fanden sich Kluge, dem Frauenstudium verständnisvoll gegenüberstehende Persönlichkeiten, die nach Münchener Muster in Wien eine Kunstschule lediglich für Frauen und Mädchen gründen wollten. Ihrem Bemühen gelang es auch, den hochberühmten Künstler Prof. A. F. Seligmann zu gewinnen, der mit seinen wertvollen sachmännischen und psychologischen Fähigkeiten gemeinsam mit Frau Berta Hartmann, die sich schon um die Volksbildung in Oesterreich große Verdienste erwarb, der Schriftstellerin und Künstlerin Frau Rosa Mayreder, der Philantropin Frau Dr. Febern und dem bedeutenden Philosophen und Ästhetiker Friedrich Jodl, der den Vorsitz übernahm, den Verein „Kunstschule für Frauen und Mädchen“ ins Leben zu rufen. 16 Schülerinnen bezogen 1897 das erste Atelier im Lohmeyerischen Hause in der Schwannengasse. Im zweiten Schuljahr waren es bereits 120, heute 300. Hervorragende Namen stehen in der Liste der Lehrer und Lehrerinnen im Dienste dieser vollwertigen Unternehmung. Tina Blau, die unvergeßliche Landschaftlerin — wer hat Wehliches wie ihre Präferstudien geschaffen! —, Richard Rauffungen, der Bildhauer, Ludwig Michalek, Leiter des Kopf-, Akt- und Radierkurses, Adolf Böhm, der Kunstgewerber, Edmar Tichy, Max Kurzweil, Grom-Rottmayer, Josef Stokner, Richard Harfinger, Otto Friedrich u. a. Anatomie trug erst Zudeckandl, dann Kandler, speziell für Künstler vor. Nicht zu vergessen Rudolf Varsich, der Form und Wesen künstlerischer Schrift vermittelte.

Alle Schwierigkeiten des Krieges und seiner Folgen konnten diesem lebenskräftigen Werk nichts anhaben. Die Schule wurde sogar erweitert, akademische Klassen angegliedert. Neue Ateliers mußten gemietet werden. Es gelang durch umsichtige finanzielle Führung, begabten unbemittelten Mädchen den Besuch unentgeltlich zu ermöglichen. Die große Zahl der Schülerinnen beweist, welch großem Bedürfnis die Gründung dieser Anstalt entgegenkam. Gerade im Kunststudium ist es besonders zu begrüßen, wenn für Frauen eine gesonderte Ausbildungsmöglichkeit gegeben ist. Welche psychologischen Momente da mitspielen, läßt sich in diesen kurzen Mitteilungen nicht ausführen. Es handelt sich hier nicht nur darum, wirklich hohe Künstlerkraft zur Entfaltung bringen zu können — die Zahl derer ist prozentual gering —, doch ist heute in unserer Zeit eine Kulturmission für Frauen zu erfüllen, in die vielfache Zerkahrenheit unserer Lebensführung Beredlung und Kunstgefühl zu bringen, dazu verhilft auch die Kunstschule.

Helene Steindl, Mödling.

Schuberts erstes und einziges eigenes Konzert.

Von Anna Schwabacher-Bleichröder.

Im Jahre 1827 — dem Jahr vor seinem frühen Tode — nahm Schubert, angeregt durch den Aufenthalt bei kunstliebenden Freunden, Dr. Pachler in Graz, seine bereits früher gehegte Idee wieder auf, einmal ein eigenes Konzert zu geben. Natürlich in der ihn bereits schätzenden Vaterstadt Wien. Aber seine Zaghaftigkeit machte ihn immer wieder schwankend. Bis ihm sein Freund Bauernfeld, der spätere bedeutende Lustspielichter, während eines Spazierganges im Wiener Wald, eine diesbezügliche lange Rede hielt, deren wesentlichste Bestandteile hier wiedergegeben seien: „Du bist zwar ein Genie, aber auch ein Narr . . . du zweifelst an dir? bist du gescheit? . . . nimm dir einen Anlauf . . . gib im nächsten Winter ein Konzert, nur von deinen Sachen natürlich. Vogl (großer Schubertsänger), Bodlet, Böhm und Linke (bedeutende Orchestermeister, während Schubert ausgezeichnet am Klavier begleitete) werden es sich zur Ehre schätzen, einem Maestro, wie dir, mit ihrer Virtuosität zu dienen. Das Publikum wird sich um die Eintrittskarten reihen, und wenn du nicht mit einem Schläg ein Krösus wirst, so genügt doch ein ein-

ziger Abend, um dich fürs ganze Jahr zu deden . . ." Meister Schubert sann nach: "Du magst recht haben."

Die Vorbereitungen begannen langsam. Schwierigkeiten wurden überwunden, man sammelte unter sich, wie so oft im Schubertkreis. Am 26. März 1828 abends 7 Uhr fand das Konzert statt. Im Saal des österreichischen Musikvereins in Wien, damals Tuchlauben 588. Entree 3 Gulden. Das Programm enthielt zunächst Schubertlieder, die der oben erwähnte Vogl, von Schubert hingerufen am Klavier begleitet, mit herrlicher Stimme und edlem dramatischen Ausdruck vortrug. An Instrumentalmusik gab es ein Streichquartett und das Esdurtrio für Klavier, Violine, Cello. Wir hören, daß der Saal vollgestopft war, jedes Stück mit Beifall überschüttet und der Komponist am Klavier hoch geehrt wurde. Auch der finanzielle Erfolg war befriedigend. Denn 800 Gulden Reingewinn bedeuteten damals eine Summe. Zumal für den armen Schubertfranzl. Leider mußte der größte Teil davon zur Tilgung alter Schulden dienen. Aber dies erste, eigene Konzert schuf dem Meister noch eine Freude über allen Wünschen, endlich einmal ein eigenes Klavier zu besitzen, nachdem er oft nicht das Geld besessen, sich ein solches zu mieten. Nur wenige Monate noch durfte er sich an dem Besitz des geliebten Instrumentes erfreuen, so kränzlich war er bereits. Die Freunde Schuberts rieten zu weiteren Konzerten. So schrieb ihm Anton Schindler, der spätere Beethoven-Biograph am 11. Oktober des Jahres anlässlich einer Einladung Franz Lachners nach Pest zur Aufführung seiner Tondichtung „Die Bürgschaft“ zu kommen: „Einige hundert Gulden auf diese Art in die Tasche zu bekommen, ist nicht zu verwerfen, und nebst diesem können auch andere Vorteile dabei herauskommen.“ Er redet ihm im Brief weiter noch wacker zu, erzählt von guten Stimmkräften als Interpreten der Schubertlieder und bringt dem Meister seine hervorragende Kunst, am Klavier zu begleiten, aufmunternd in Erinnerung. Aber alle Ueberredung half nichts. Kränklichkeit und Schwermut nahmen zu. Und, wenn Schubert auch noch komponierte und sich seines heißgeliebten Klaviers innig erfreute in den wenigen Monaten, die ihm noch bis zum Tode verblieben, so blieb dies seine letzte Freude, und das Konzert am 26. März 1828 sein erstes und einziges, eigenes Konzert.

Pastetchen verschiedener Art.

Wem läuft nicht das Wasser im Munde zusammen, wenn er von Pasteten reden hört? Die wenigsten Hausfrauen bringen sie auf den Familientisch, nur bei festlichen Zusammenkünften versteigen sie sich zu Pasteten. Das ist eigentlich bedauerlich, denn Pasteten erfreuen sich überall so großer Beliebtheit, daß die Hausfrau ihren Lieben schon etwas öfter diese Freude bereiten könnte. Es kommt ja im Grunde nur darauf an, daß sie Zeit hat, denn man kann unmöglich behaupten, daß die Herstellung von Pasteten teuer wäre. Die Hauptsache ist ein halbes Pfund gute Butter, im übrigen besteht der Blätterteig, den man herstellt aus 250 Gramm feinem Mehl, 6 Gramm Salz, 1/2 Liter Wasser, 1 Eßlöffel Rum. Das halbe Pfund Butter wird in eine länglich viereckige Form gepreßt und auf Eis gelegt, bis sie kalt ist. Den aus den übrigen Zutaten bereiteten Teig rollt man auf einem mehlpudrigen Brett aus, legt die Butter in die Mitte, schlägt den Teig darüber zusammen, dreht das Stück um, bestreut es leicht mit Mehl, ebenso wie das Kollholz, rollt den Teig so groß wie vorher aus, schlägt die Seiten wieder übereinander und fährt mit dem Ausrollen und Ueber schlagen mindestens viermal fort, worauf man den Teig einen halben Zentimeter dick ausrollt, mit einem Ei, das man mit 2 Eßlöffeln Wasser verquirlt hat, bepinselt und nun verwendet. Wer sich einmal an die Herstellung von Blätterteig herangewagt hat, wird merken, daß der Teig durchaus nicht schwieriger herzustellen ist als andere Teigarten, und kann sein Repertoire also auf angenehmste Weise bereichern und ausbauen.

Gefüllte kleine Pasteten stellt man her, indem man aus der Hälfte des Teigs mit einem Weinglas Plättchen aussticht, die man mit einer inzwischen hergestellten Fleischfüllung belegt (fein gewiegten Kalbsbraten mit Eigelb, Pfeffer, Salz, einer geriebenen Zwiebel vermischt), den Rand mit dem gequirlten Ei bepinselt, mit denen man die Unterböden überdeckt. Sie werden im Ofen mit schöner Farbe gebacken.

Auch Blätterteighalbrunde, die man so gern zur Verzierung von Nagouls und Frikassées verwendet, sticht man aus diesem Teig aus, bepinselt, sie mit Ei und bäckt sie.

Eine Art falscher Pastetchen ist in unserm Hause sehr beliebt. Man stellt eine Fleischfarce her, formt walnußgroße Kugeln daraus, wälzt sie in dicklichem Eierkuchenteig und bäckt sie in schwimmendem Fett aus. Als Beigabe zur Fleischbrühe ganz vorzüglich.

Den vorerwähnten Blätterteig kann man natürlich auch zu Kuchen verwenden. Bei diesen Blätterteigkuchen kann jede Hausfrau ihre Phantasie walten lassen und so verschiedenartige Erzeugnisse daraus herstellen, daß sie wie eine rechte Wunderkochin wirkt. Nach dem Ausrollen kann sie zum Beispiel den Teig in Vierecke schneiden, mit Marmelade bestreichen und die Zipfel zusammenklappen, oder sie sticht größere runde Platten aus, füllt einen Kessel dieses Apfelmus, möglichst mit Porzinten untermischt, darauf, und klappt die Platten in der Mitte zusammen.

Auch wenn man den Blätterteig nur einfach mit hübschen Formchen aussticht, sie mit Eigelb überpinselt, mit Puderzucker

überstäubt und zu schöner Farbe backt, wird man alle Kuchenfreunde zufriedenstellen. Durch das Bestäuben mit dem Puderzucker bildet sich im Ofen, sobald der Zucker schmilzt, ein Karamelüberzug, der das Gebäck so besonders wohlschmeckend macht.

Nur eines muß man bei der Zubereitung aller Blätterteiggebäcke vermeiden. Die beim Ausstechen abfallenden Teigreste etwa zu kneten und wieder zu formen; man muß so ausstechen, daß möglichst kein Abfall entsteht, da beim nochmaligen Durchkneten die Lagen durcheinander kommen und das Gerathen des Gebäcks in Frage gestellt wird.

Praktische Winke.

Blumen frisch zu erhalten. Erfahrene Blumenverkäufer behaupten, daß Blumen ganz gut drei Tage frisch erhalten werden können. Am ersten Tage bleiben sie ohnehin, wenn sie frisch gepflückt wurden, wie „lebend“. Am zweiten Tage kann man sie noch frisch erhalten, indem man sie recht fest zusammenbindet und herzhast mit den Stengeln nach oben in ein Gefäß mit lauwarmem Wasser taucht und sie dort ein paar Minuten „anziehen“ läßt. Dann werden sie wieder aus der Umschnürung befreit, ordentlich geschüttelt, damit die überschüssige Flüssigkeit herauskommt, wieder zusammengebunden und sind wie frisch gepflückt. Dieses „Blumenbad“ kann noch ein weiteres Mal wiederholt werden, hat aber naturgemäß nicht mehr die Wirkung wie am zweiten Tage.

Will man Glasküfeln, in die man eine heiße Flüssigkeit einfüllt, vor dem Platzen schützen, so stelle man sie auf ein feuchtes Tuch, ein Zerspringen der Schüssel ist dann ausgeschlossen. Das Zerspringen von Einmachegläsern beim Einfüllen von kochend heißem Gelee u. dgl. verhütet man, wenn man einen silbernen Löffel in das Einmacheglas stellt, der die Hitze anzieht.

Selbstgebackene Kuchen, die an einzelnen Stellen zu braun gebacken oder gar verbrannt sind, reibe man mit einem Mastkreibeisen ab, bis sie die gewünschte Farbe haben. Sie sehen nun mit dem Zucker bestreut besser aus, als wenn man die verbrannten Stellen abschneidet.

Der Fettopf als Krankheitserreger. In vielen Küchen besteht noch der sog. Fettopf. In diesen wird alles Fett gegossen, das beim Braten oder Kochen übrigbleibt. Beim nächsten Braten oder Soßeanschwichen wandert es wieder in die Pfanne und dann später wieder in den Fettopf zurück. Der Fettopf wird nie leer und enthält so neben frischem Fett auch altes, ranziges, obwohl man dieses nicht immer gleich schmeckt. Nichts ist schädlicher für den Darm als ranziges Fett; auch wenn es in kleinen Mengen gegessen wird, verursacht es leicht einen Darmkatarrh.

Ledermöbel, die nicht mehr gut aussehen, können durch Abreiben mit Terpentin-Spiritus ein neues, frisches Aussehen erhalten.

Waschleiderne Handschuhe sind mit großer Vorsicht zu behandeln. Seifenflocken werden in warmem Wasser aufgelöst. Wenn das Seifenwasser dann gut abgekühlt ist, werden die Handschuhe am besten über die Hände gezogen und so tüchtig gewaschen. Sehr wichtig ist, daß man dann die Handschuhe nicht kalt spült, sondern nur warm. Niemals dürfen die Handschuhe direkt am Feuer getrocknet werden, am besten hängt man sie über ein Handtuch an offene Fenster.

Die praktische Hausfrau.

Was soll alles in der Hausapotheke sein?

Essigsäure Tonerde,
Hoffmanns- oder Baldriantropfen,
Pyramidentabletten,
blutstillende Watte,
Balsoline,
Fettpflaster,
2 Mullbinden,
Watte,
Sicherheitsnadeln.

Das ist das Allernotwendigste, und es ist ratsam, daß jede ordentliche Hausfrau darauf sieht, daß ihre Hausapotheke vollständig ist. Für eintretende plötzliche Unglücksfälle sind diese Dinge unbedingt vonnöten.

Reinigen von farbigen Schuhen. Erst säubere man sie mit einer Bürste vom Straßenschmutz. Dann bereite man sich eine Waschung aus vier Teilen Milch und einem Teil Benzol und trage diese Flüssigkeit mit einem weichen Wollläppchen gleichmäßig auf den Schuh auf. Man wird erstaunt sein über den guten Erfolg.

Wie halten sich Schnittblumen frisch? Schnittblumen halten sich längere Zeit im Wasser frisch, wenn man ihm eine Aspirin-tablette beifügt. Bei sehr großen Behältern muß man die Nation verdoppeln oder verdreifachen. Es lohnt sich besonders bei großen, teuren Blumengeschenken, die bei festlichen Anlässen nur zu kurze Zeit frisch bleiben.

Beseitigung von Kopfschuppen. Ein einfaches Mittel dagegen ist folgendes: Man wasche das Haar öfters mit einer Lösung von 10 Gramm Lavarensalz, aufgelöst in 1/2 Liter Wasser. Durch eine solche Behandlung verschwinden bald die lästigen Kopfschuppen, und man wird über den Erfolg erstaunt sein. Öfters als alle vierzehn Tage sollen die Haare nicht gewaschen werden.

Die 26 Buchstaben.

Von Müller-Rüdersdorf.

26 muntere Jungen
 Kommen keck mit uns gesprungen,
 26 frische Kerle,
 Ist ein jeder eine Perle.
 Sind, ei, 26 Brüder,
 Tüchtige Familienglieder!
 Tapfer suchen sie zu nützen
 Und in Einigkeit zu stützen.
 Macht uns Spaß, mit anzusehen,
 Wie sie treu zusammen stehen,
 Wie sie, die zusammen passen,
 Froh sich an den Händen fassen!
 Ob sie tanzen, ob sie schreiten,
 Dienen gut zu allen Zeiten.
 Was wir wirken, was wir streben,
 Sie verkünden's durch ihr Weben.
 Große, Mittelgroße, Kleine,
 Laufen sie auf stinkem Beine.
 Und in ihrem Wirbelreigen
 Jedes Menschen Sinn sie zeigen.
 Heißen A, B, C, die Dreie,
 Die voran steh'n in der Reihe
 Und nach denen wir sie nennen,
 Sie, die alle gut wir kennen.
 Keiner dünkt sich mehr als andre,
 Kameraden im Gewandre,
 Hütschen sie durch unsre Tage,
 Deutend Pflicht und Freund' und Plage.
 Wo sind Brüder wohl wie die?!
 Oh, wie traurig ohne sie!

Die Geschichte von der Fledermaus.

Eine Fledermaus hing in den Dachsparren und fühlte sich sehr unglücklich. Man kann es ihr, wenn man es recht überlegt, nicht verdenken, denn was ist eine Fledermaus? Sie hat Flügel und ist doch kein Vogel, sie hat einen feinen Pelz und ist doch keine Maus. Sie ist eine Zwischenform zwischen Maus und Vogel, also nicht Fisch, nicht Fleisch, und solche Wesen haben es immer besonders schlimm. Aber schließlich machte die Fledermaus die Augen zu und schloß doch ein, — was kann man denn auch besseres tun, als seinen Kummer verschlafen? Und sie träumte, sie hätte auf einmal kein Pelzchen mehr, sondern jedes der feinen Härchen wäre eine kleine, zarte Feder geworden. Nun war sie ein Vogel, und alle Vögel scharten sich um sie und grüßten sie als neuen Kameraden. Das war ein wunderschöner Traum, und der lange Tag ging auf diese Weise höchst angenehm zu Ende. Als es Abend wurde, erwachte die Fledermaus, etwas erstaunt, daß der schöne Traum doch nicht Wahrheit war, denn sie hatte ja noch das weiche Pelzchen, aber sie dachte sich, daß der Traum doch vielleicht irgendeine Bedeutung haben könne; sie schwang sich deshalb in die Lüfte, um sich einmal unter den Vögeln umzusehen, ob sie sie wohl wirklich freundlich in ihrem Kreise aufnehmen würden. Sie war noch nicht weit geflogen, als sie eine Krähe traf.

„Guten Morgen,“ rief die Fledermaus fröhlich, denn sie hatte so schön ausgeschlafen und wollte den neuen Tag gut beginnen.

„Guten Morgen?“ krächzte die Krähe verdrießlich, „was soll denn das heißen? Du willst mich wohl zum Westen haben? Oder ist es am Ende gar bei dir im Kopf nicht ganz richtig? Wie kannst du Guten Morgen sagen, wo ich eben schlafen gehen will?“

„Entschuldigen Sie, werter Frau,“ entschuldigte sich die Fledermaus verlegen, „ich habe mich nur versprochen. Ich wollte natürlich Guten Abend sagen, aber was ich sagen wollte . . . wie finden Sie meine schönen Flügel? Ich bin ja doch auch ein Vogel und möchte gern Kameradschaft mit Ihnen haben.“ Damit spreizte sie die Flügel und flog an der Krähe vorbei, damit diese die Pracht der Schwünge bewundern sollte.

„O ja,“ sagte die Krähe, „deine Flügel sind ganz hübsch, aber wo hast du deine Federn?“

„Meine Federn . . . ja, meine Federn . . .“ stammelte die Fledermaus und wußte nichts zu sagen.

„Wenn du keine Federn hast,“ krächzte die Krähe, „bist du eben auch kein Vogel; also laß mich in Frieden. Von unserer Familie würde sich auch niemand des Nachts herumtreiben, wie du es tust!“

Die Fledermaus machte sich so rasch sie konnte, davon, denn es ist wirklich nicht angenehm, sich so beschimpfen zu lassen. Also

mit den Vögeln war nichts anzufangen, das war ein hochmütiges Rad, dem man besser aus dem Wege ging, wenn einem der gute Ruf lieb war.

„Dann gehe ich lieber zu den Mäusen,“ dachte die Fledermaus, „die sind bestimmt nicht so hochmütig wie die Vögel, und im Grunde bin ich mit ihnen wohl auch näher verwandt.“

Gedacht, getan. Die Fledermaus erspähte ein Mäuseloch vor dem gerade die Mutter Maus spazieren ging. Rasch flog sie dorthin und begrüßte sie höflich: „Ah, guten Abend, verehrte Frau Maus; es trieb mich, Ihnen einen Besuch abzustatten, da mein Weg mich gerade vorbeiführte und ich meine lieben Verwandten doch begrüßen wollte.“

Frau Maus betrachtete die Fledermaus prüfend. „Eine gewisse Familienähnlichkeit ist ja vorhanden,“ sagte sie schließlich, aber es klang doch ein gewisser Argwohn in ihrem Ton, denn es kommen ja heutzutage so viele Schwindler mit allen möglichen Vorpiegelungen, so daß man wirklich sehr vorsichtig sein muß, — aber was hast du denn da zu jeder Seite des Körpers?“ Und damit bechnüffelte sie die Flügel der Fledermaus. „So etwas habe ich doch noch nicht gesehen,“ rief sie dann empört. „Da kommst du und behauptest, daß du zur Mäusefamilie gehörst, und dabei hast du Flügel! Würst du gleich machen, daß du weiterkommst, so rufe ich meinen Mann, der wird es dir besorgen!“

Darauf wollte die Fledermaus es nicht ankommen lassen. Traurig hob sie die Flügel und flog davon, und sie freute sich wirklich, als sie eine andere Fledermaus traf. Ihr klagte sie ihr Leid, daß weder die Vögel, noch die Mäuse etwas von ihr wissen wollten. „Wir haben Flügel und sind keine Vögel, wir haben einen Pelz und sind keine Mäuse, ist das nicht eigentlich schändlich?“ rief sie.

„Darüber mußt du nicht traurig sein,“ tröstete die andere Fledermaus, „wir sind eben etwas Besonderes, und darauf kann man nur stolz sein!“

Das sah die Fledermaus ein, und sie freute sich schon darauf, von jetzt an der Krähe und der Maus gegenüber sich damit wichtig tun zu können, daß sie weder mit den Vögeln, noch mit den Mäusen verwandt war, sondern etwas ganz Besonderes darstellte und aus einer hochbornhmen Familie war.

Und das ist ein sehr stolzes Bewußtsein.

Hans Viktor Brenneke.

Wie Ihr euch einen feinen Kastendrachen baut

Heute wollen wir es mal wie Dädalus und Ikarus machen und uns eine kleine Flugmaschine bauen, aber zum Unterschied von beiden nicht zum Selbstfliegen. Wir versuchen es, uns einen kleinen, feinen „Kastendrachen“ zu konstruieren.

Wir beginnen damit, daß wir zum Gärtner laufen und uns vier Blumenstäbe holen, die wir alle gleich lang machen, nämlich genau 1 Meter. Sodann holen wir uns aus dem Sumpf vier biegsame Rohrstücke, aber nicht für eine Dübenschlacht, vielmehr als Versteifungen innerhalb der vier Blumenstäbe. Die Rohrstücke müssen 62 Zentimeter lang und recht hübsch rund sein; außerdem müssen sie in ihrer Mitte durch eine spitze Nadel miteinander verbunden, und die hervorstehenden Nadelspitzen müssen beide umgebogen werden. Dann treiben wir an den Enden der über kreuz zusammengengelagerten Versteifungshölzer Stecknadelspitzen ein, also vier Stück für jedes Kreuz. So! Jetzt wären wir mit dem Gerüst im großen und ganzen fertig. Wir gehen nun zur Mutter und bitten uns aus ihrem Stoffabfallkasten zwei Stücke Leinwand aus, die beide je 165 Zentimeter lang und 35 Zentimeter breit sein müssen. Wir bitten Mutter, sie möchte die Stücke gleich mit der Maschine säumen und jedes einzelne so zusammennähen, daß ein Kreis von 30 Zentimeter Breite und 160 Zentimeter Umfang entsteht. Wir sagen schönen Dank, und mache uns gleich an den dritten und letzten Teil unserer Arbeit, das Zusammenlegen.

Die vier losen Blumenstäbe nehmen wir und binden sie mit fester Schnur an die Leinwand an und zwar so, daß der eine Streifen oben und der andere unten an den Stäben sitzt. Die Blumenstäbe stehen in einem Abstand von 40 Zentimeter voneinander und lassen ihre Spitzen oben und unten 5 cm hervorstehen.

Jetzt nehmen wir unser Kreuz und setzen es mit den hervorragenden Stecknadeln in das bis jetzt noch lose Gerüst oben und unten ein, so daß es gut versteift wird.

Aber ich will euch nicht alles sagen; Ihr könnt auch mal was tun und ausrechnen, an welcher Stelle die Drachenschnur befestigt werden muß. Und dann geht hinauf aufs Feld und probiert mal, ob Ihr es richtig gemacht habt. Wenn der Drache nicht fliegt, dann werdet Ihr es wohl falsch gemacht haben.

Zum Schluß werde ich euch noch verraten, daß Ihr feine Luftposten zu eurem Drachen da oben hinausschießen könnt. Ihr braucht nur in ein Stück Papier ein Loch zu machen und die Drachenschnur da hindurchzuleiten, so wird das Papier durch den Oberwind schnell in die Höhe getrieben werden, und wenn Ihr später den Drachen aus der Luft herunterholt, wird der Luftbrief sich oben befinden. Nun frisch an die Arbeit!

(Aus dem „Wästelbuch“, das bei der Franckschen Verlagsbuchhandlung in Stuttgart erschienen ist.)